

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 18 (1928)

**Heft:** 51

**Artikel:** Das Wrack

**Autor:** Maupassant, Guy de

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-648624>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

„Aber Liebling, was machst du hier am Heiligen Abend im Wald?“, fragt sie zärtlich und erstaunt ihr Kind, das sich vor überseliger Freude fast nicht fassen kann in der Mutter Arm.

„Dich suchen, Mutti! O ich hatte ja so lange Zeit nach dir! Gelt, ich darf jetzt mit dir in den Himmel kommen?“ Der Kleinen Stimme klingt gar flehentlich.

Betrübt erwidert die Mutter: „Und Vater willst du allein lassen, ganz allein auf Erden? Und ich habe gemeint, als der liebe Gott mich von euch weg in den Himmel holte, jetzt werdest du statt meiner für Vater sorgen, ihm jeden Abend, wenn er müde und frierend vom Geschäft heimkommt, mit den gewärmtten Pantoffeln schnell die kalten Füße wärmen und ihm die Zeitungen immer schön bereit legen. Du weißt doch, wie das ihn freut! Gelt, mein liebes Kindlein, du willst es in Zukunft tun? Sonst habe ich ja keine Ruhe im Himmel.“

„O Mutti, nicht traurig sein! Ja, ja ich will jetzt sicher gut zu Vater sehen“, verspricht Klein-Margret, „aber ich möchte ja auch so gerne bei dir sein“, schluchzt sie und schmiegt sich noch inniger an ihr Mütterlein an.

„Mein Kleines, du mußt nicht weinen. Denk doch, wie schön es werden wird, wenn du Vaters Hausmütterchen bist und er glücklich sagen wird: „Ja, ja, mein Töchterlein gleicht ganz unserem Mutti! Und dann, wenn ihr zwei auch einst müde seid und frank, dann werde ich den lieben Gott bitten, daß ich euch holen darf. Wie schön, wie herrlich wird das dann sein, gelt Margretelein? Und weißt du, ich bin ja jede Nacht bei euch, wenn ihr schlafst. Hast du's denn noch nie gemerkt?“

„Ach nein, ich schlafe drum immer grad ein, wenn ich gebetet habe, wenn ich schon meine, ich wolle noch warten“, sagt Margretelein ein wenig beschämt, „aber Vater hat es mir auch gesagt.“

„So komm jetzt, mein Kindlein, ich will dich in dein Bettlein tragen, schnell, schnell, sonst hat der Vater Angst, wenn er dich nicht drin findet.“ Zärtlich hüllt die Mutter ihr Kind in ihren weißen, sternbestickten Mantel ein.

Geschwind verabschiedet sich Klein-Margret noch von den freundlichen Tieren, und die Mutter dankt ihnen herzlich, daß sie so gut zu ihrem Kinde waren, dann fliegt Margretelein in Mütterleins lieben, weichen Armen durch die Heilige Nacht nach Hause.

## Das Wrack.

Von Guy de Maupassant.

(Aus dem Französischen übersetzt von F. A.)

Es war gestern, am 31. Dezember. Ich hatte eben mit meinem alten Freunde, Georg Garin, gefrühstückt, als ihm der Bediente einen mit fremden Marken und Siegeln versehenen Brief brachte.

Georg sagte zu mir: „Du erlaubst doch?“

„Gewiß.“

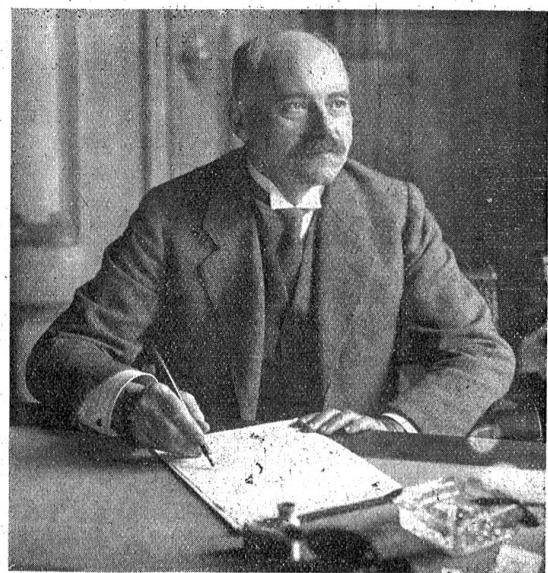
Und er begann acht Seiten in einer großen, englischen Schrift, die sich nach allen Seiten kruzte, zu lesen. Er las sie langsam, mit ernsthafter Aufmerksamkeit, mit dem Interesse, das man Dingen entgegenbringt, die einem zu Herzen gehen.

Dann legte er den Brief auf eine Ecke des Kamins und sagte:

„Siehst du, eine merkwürdige Geschichte, die ich dir nie erzählt habe, eine sentimentale Geschichte, welche mir passiert ist.“

Oh, es war ein merkwürdiger Neujahrstag. Es sind seither zwanzig Jahre verflossen, denn ich war damals 30 Jahre alt und jetzt zähle ich deren 50.

Ich war zu jener Zeit Inspektor der maritimen Versicherungsgesellschaft, die ich heute leite. Ich schickte mich eben an, den Neujahrstag in Paris zu feiern, da es nun einmal so Sitte ist, aus diesem Tage einen Festtag zu



Schriftsteller und Dichter Hermann Sudermann.

Im Alter von 71 Jahren ist am 22. November 1928 der deutsche Schriftsteller Hermann Sudermann in Berlin gestorben. Der erste große Theatererfolg Sudermanns war sein Drama „Die Ehre“, das zuerst im Jahre 1889 aufgeführt wurde. Sudermann war auch der Verfasser zahlreicher Romane und Novellen, von denen einige zahlreiche Auflagen erlebten.

machen, als ich von meinem Direktor die Weisung erhielt, unverzüglich nach der Insel Ré zu verreisen, wo ein bei uns versicherter Dreimaster von St. Nazaire gescheitert war. Es war 8 Uhr morgens. Ich sprach um 10 Uhr in den Büros der Gesellschaft vor, um meine Instruktionen zu empfangen und dann sofort mit dem Expresszug zu verreisen.

Am Abend des 31. Dezember kam ich in La Rochelle an.

Zwei Stunden verblieben mir noch, bevor der „Jean-Guiton“ die Anker lichten sollte. Ich machte also die Runde in der Stadt.

La Rochelle ist eine wirklich merkwürdige Stadt von erhabenem (Aussehen) Charakter, mit labyrinthähnlichen Straßen, mit ihren unter endlosen Galerien laufenden Trottoirs. Diese Galerien sind denen der Straße von Rivoli in Paris ähnlich, aber viel niedriger und scheinen Verschwörungen als Schauplatz gedient zu haben; sie erinnern als altertümliches Decorum an frühere Kriege, an die wilden heldenhaften Kriege vergangener Zeit.

La Rochelle ist eine alte Hugenottenstadt, ernsthaft, verschwiegen, ohne bedeutende Kunstsäulen, ohne diese bewunderungswürdigen Monumente, die aus Rouen eine so prächtige Stadt machen.

Sie ist aber dennoch bemerkenswert durch ihr etwas verschlossenes Aussehen, eine Stadt der halsstarrigen Krieger, in der der Fanatismus seine schönsten Blüten trieb und wo der Glaubensmut der Calvinisten sich zur höchsten Begeisterung entfaltete.

Als ich einige Zeit durch diese eigenartigen Straßen geirrt war, bestieg ich das kleine schwarze bauchige Dampfschiff, das mich nach der Insel Ré führen sollte.

Es stieß zornig schnaubend vom Lande ab, fuhr zwischen den beiden alten Türmen, die den Hafen bewachten, hindurch, durchließ die Reede und den durch Richelieu erbauten Damm, dessen gewaltige Mauern die Stadt wie mit einem Gürtel umschließen. Damm drehte es nach rechts.

Es war einer der traurigen Tage, die uns bedrücken, die Gedanken erfüllen, das Herz beklommen, alle Energie und Kraft in uns erloschen machen; ein grauer Tag, durch einen schweren Nebel getrübt, der feucht wie Regen, kalt wie Eis und verpestet wie die Dünste einer Kloake war.

Unter dieser niedrigen und düstern Nebeldecke blieb das gelbliche, sandige, wenig tiefe Meer dieses unbegrenzten Strandes ganz ohne Bewegung, ohne Leben, ein Meer von trübem, fettigem, stöckendem Wasser.

Der „Jean-Guiton“ durchmaß daselbe, durchschnitt dieses undurchsichtige, glatte Tuch und ließ einige Wogen, einige plätschernde Wellen hinter sich zurück, welche sich bald wieder glätteten.

Ich ging mit dem Kapitän, einem kleinen, unterseichten Manne, zu plaudern an.

Ich hoffte durch ihn einzige nähere Auskunft über das Unglück, das ich zu untersuchen hatte, zu erfahren.

Ein großer Dreimaster von St. Nazaire, der „Marie-Joseph“, war in einer Sturmnacht auf den Sanduntiefen der Insel Ré gescheitert.

Der Orkan hatte das Schiff so weit weg geschleudert, schrieb der Schiffsreeder, daß es unmöglich gewesen war, es wieder flott zu machen und man hatte so schnell wie möglich alles retten müssen, was noch zu retten war.

Ich hatte also die Lage des Wracks zu konstatieren und seinen mutmaßlichen Zustand vor dem Schiffbruch, ferner zu beurteilen, ob alle Anstrengungen gemacht worden wären, um das Schiff wieder flott zu machen. Ich kam als Agent der Versicherungsgesellschaft, um in einem allfälligen anstrengenden Prozeß als Zeuge aufzutreten zu können. Nach Erhalt meines Rapportes mußte der Direktor die nötigen Maßnahmen zur Sicherung unserer Interessen treffen.

Der Kapitän des „Jean-Guiton“ kannte den Fall gut, da er aufgefordert worden war, mit seinem Schiffe an den Rettungsarbeiten teilzunehmen.

Er erzählte mir den übrigens sehr einfachen Verlauf des Unglücksfalls.

Der „Marie-Joseph“ war zur Stunde der Ebbe auf einem Meer von Schlamm und Gischt, verloren in der Nacht, dem Zufall überlassen, von wütenden Windstößen gepreßt, auf den ungeheuren Sandbänken der Insel gescheitert.

Indem wir plauderten, sahen wir uns um. Zwischen dem Ozean und dem drückenden Himmel blieb ein Raum, wo das Auge in die Ferne blitzen konnte.

Wir sahen Land. „Ist das die Insel Ré?“ fragte ich. „Ja mein Herr.“

Und plötzlich zeigte mir der Kapitän, die Hand ausstreckend, mitten im Meer einen kaum wahrnehmbaren Geigenstand und sagte:

„Sehen Sie, das ist Ihr Schiff.“

„Der Marie-Joseph?“

„Ja wohl.“

Ich war verblüfft; dieser schwarze, kaum wahrnehmbare Punkt, den ich für eine Klippe gehalten hatte, schien mir wenigstens drei Kilometer entfernt zu sein.

Ich versetzte:

„Aber Kapitän, es müssen wenigstens hundert Faden Wasser bis zu dem von Ihnen bezeichneten Orte sein?“

Er lachte: „Hundert Faden, mein Freund? Nicht zwei Faden, sage ich Ihnen.“

Er fuhr fort:

„Wir haben jetzt Flut, 9 Uhr 40 Minuten. Gehen Sie nach dem Frühstück im Hotel „Dauphin“ dem Strand entlang und ich verspreche Ihnen, daß Sie um 2 Uhr 50 Minuten oder längstens um 3 Uhr trockenen Fußes bei dem Wrack anlangen werden; und dann werden Sie eine Stunde und 45 Minuten, längstens zwei Stunden, Zeit haben, um dasselbe zu besichtigen, nicht mehr, sonst werden Sie vom Wasser ergriffen werden. Je weiter das Meer zurückgeht, desto schneller fährt es zurück. Diese Küste ist platt wie eine Wanze.“

Machen Sie sich um 4 Uhr 50 Minuten auf den Weg, glauben Sie mir, und Sie werden um 7 Uhr 30 Minuten den „Jean-Guiton“ besteigen können, der Sie noch am gleichen Abend nach La Rochelle bringen wird.“

Ich dankte dem Kapitän und begab mich auf das Vorderdeck des Schiffes, um die kleine Stadt St. Martin, der wir uns rasch näherten, zu betrachten.

Sie glich allen kleinen Hafenstädten, welche den Kontinenten entlang gesäten Inseln als Hauptorte dienen.

Es war ein großes Fischerdorf, mit dem einen Fuß im Wasser, mit dem andern auf dem Lande; vom Fisch- und Geflügelfang, von Gemüsen, Austern und Miesmuscheln lebend.

Die Insel liegt sehr tief, ist wenig bebaut, scheint aber trotzdem sehr bewohnt zu sein.

Ich drang nicht ins Innere derselben vor. Nachdem ich gefrühstückt hatte, überschritt ich einen kleinen Landvorsprung, dann, als das Meer sich rasch senkte, ging ich weiter durch den Sand einer Art schwarzen Felsen entgegen, den ich weit unten aus dem Wasser ragen sah.

Ich ging rasch auf dieser gelben Ebene, welche unter meinen Füßen zu schwitzen schien.

Das Meer war soeben noch da, jetzt sah ich es schon von weitem, wie es sich lautlos zurückzog, und bald konnte ich die Linie, die es vom Sande trennte, nicht mehr unterscheiden. Ich glaubte einem übernatürlichen Vorgang beizuwohnen. Der atlantische Ozean war eben noch da, dann war er im Strande verschwunden, wie die Theaterdeorationen in der Versenkung und ich marschierte jetzt inmitten einer Wüste. Nur das Gefühl, der Odem des Salzwassers, war noch in mir.

Ich roch den Geruch des Tangs, den Geruch der Wogen, den rauhen und guten Geruch der Meeresküsten.

Ich lief jetzt schnell; ich hatte nicht mehr kalt und betrachtete das gescheiterte Schiff, das sich vergrößerte, je mehr ich mich ihm näherte. Es glich jetzt einem ungeheuren toten Walfische.

Aus dem Boden herausragend, nahm es auf dieser unermesslichen Fläche überraschende Proportionen an. Endlich, nach einstündigem Marsche, erreichte ich es.

Es lag auf der Seite, geborsten, zerbrochen und zeigte wie das Gerippe eines Tieres seine zersplitterten Knochen aus geteertem Holz von gewaltigen Nageln durchbohrt.

Der Sand hatte das Schiff erreicht, drang durch alle Risse in dasselbe ein; er hielt es, besaß es und ließ es nicht mehr los.

Es schien sich im Sande eingewurzelt zu haben.

Das Vorderdeck hatte sich in diesen weichen und treulosen Grund eingebohrt, währenddem das aufgerichtete Hinterdeck an seinem schwarzen Rande die zwei weißen Worte: „Marie-Joseph“ wie einen Hilferuf gen Himmel zu schleudern schien.

Ich erkletterte diesen Schiffsleichenbaum von der niedrigsten Seite aus; dann, als ich auf dem Verdeck angelangt war, drang ich ins Innere vor. Die Tageshelle, welche durch eingestürzte Versenkungen und Spalten eindrang, erhellt die traurig diese Art dunkler und langer Keller, welche mit zerstörtem Holzwerk ausgestattet waren.

Es war nichts mehr da als Sand, welcher diesen Räumen als Boden diente.

Ich machte Notizen über den Zustand des Schiffes. Ich hatte mich auf ein leeres, zerbrochenes Fäßchen gesetzt und schrieb beim Lichtscheine einer breiten Spalte, durch welche ich die unbegrenzte Ausdehnung des Strandes beobachten konnte.

Ein eigenartlicher Schauer von Kälte und Einsamkeit durchrieselte mich, und ich hörte manchmal zu schreiben auf, um den unbestimmten und geheimnisvollen Geräuschen des Wrackes zu lauschen. Geräusche von Krabben, welche mit ihren gekrümmten Krallen die Wände des Schiffes erklimmen, Geräusche von tauend kleinen Meertierchen, welche sich auf diesem Schiffsleichenbaum niedergelassen hatten und dann das sanfte und regelmäßige Ticken des Holzwurmes, welcher unaufhörlich mit dem knirschenden Ton einer Schraube die alten Bretter benagt, die er durchbohrt und verschlingt. (Schluß folgt.)